

Marta Rohatynskyj regards the cessation of tattooing of men, with its “localized” associations, as one of the factors involved in a geographical expansion of Ömie “identity,” while Pamela Stewart and Andrew Strathern see recent changes in Hagen and Duna self-decoration as being related, somehow, to social change and globalization. Sandra Bamford discusses the self-suppression of nasal septum piercing of Kamea initiates as an accommodation to mission pressure and, in the process, a step toward new concepts of the “body/mind” dichotomy. Accommodation to changes with missionization is also the focus of John Barker’s examination of modern Maisin notions of “personhood,” just as Tony Crook perceives Angkaiyakmin regimented work on machines at the Ok Tedi Mine as both reflecting and influencing changing notions of the individual’s relationship to broader social identities. Margaret Holmes Williamson speculates that Kwoma men’s sense of identity may even extend to the national level as they distinguish Europeans from “Papua New Guineans” on the basis of the latter’s observance of menstrual restrictions. Away from mainland Papua New Guinea, Karen Sykes considers the impact of Western contraceptive medicine on “traditional definitions of body and agency” for the Lelet Mandak of New Ireland (211).

The essays’ authors largely depend on what used to be called “memory culture” in their depictions of “traditional” life in the communities they studied, with historical or earlier ethnographic sources seldom used (Rohatynskyj and Barker are the principal exceptions) to document whatever observable changes have in fact occurred in these societies. The younger contributors, especially, appear to be practitioners of what is sometimes referred to as the “New Melanesian Ethnography” (Barker; 138), with “personhood” and “agency” as the main topics, often deploying “ethnographic vignettes” (Crook; 69) rather than empirical evidence to convey their sense of what “modernity” is like in these out-of-the-way parts of the world. The title and subtitle of the book warn the reader to expect a certain amount of jargon, and a glossary would have been helpful to those of us who practice the “Old Melanesian Ethnography.” Perhaps more disappointing is a sense that, apart from occasional (and expected) citations of Bourdieu and Foucault, these essays seem to contribute in no clear way to any larger project, such as theories of “modernization” itself or accompanying changes in “identity.” One is left, regarding several of the essays, with a sense that critics’ characterizations of much of (at least American) cultural anthropology in recent decades as “literary criticism” might soon be replaced with “ethnographic journalism.”

Terence E. Hays

**Barnes, Linda L.:** *Needles, Herbs, Gods, and Ghosts. China, Healing, and the West to 1848.* Pbk. ed. Cambridge: Harvard University Press, 2007. 458 pp. ISBN 978-0-674-02397-0. Price: \$ 24.95

Die umfassende Studie von Linda Barnes untersucht die bisher eher vernachlässigte Geschichte von Kennt-

nissen und Vorstellungen über Chinesen und ihre Heilweisen in Europa und Amerika. Die Autorin versteht ihre Arbeit nicht als eine Geschichte der chinesischen Medizin, sondern als eine Geschichte interkultureller Wechselbeziehungen, die sich, einem kulturanthropologischen Ansatz folgend, vor allem auf westliche Übersetzungen und Interpretationen stützt. Barnes greift auf ein bis ins 13. Jh. zurückreichendes Spektrum von Schriften und Korrespondenzen zurück, die von westlichen Gelehrten, Kaufleuten und Missionaren verfasst wurden. Auf diese Weise entsteht eine facettenreiche, lebendige und vielschichtige Darstellung der Entstehung und Entwicklung westlicher Vorstellungen von chinesischen Heilweisen. Zugleich wird in diesem Zusammenhang deutlich, dass der chinesischen Medizin eine bisher unterschätzte Rolle in der Entwicklung des medizinischen Diskurses im Westen zukommt.

Im Vergleich zu früheren Büchern zu diesem Thema, die sich vor allem der Rezeption der Akupunktur im Westen gewidmet haben (Joseph Needham and Lu Gwei-Djen, *Celestial Lancets*. Cambridge 1980; Roberta E. Bivins, *Acupuncture, Expertise, and Cross-Cultural Medicine*. New York 2000), beschäftigt sich Barnes’ Studie außer mit Akupunktur und Moxibustion auch mit der Anwendung von Arzneimitteln, Körpertechniken und anderen Heilweisen. Die Medizinethnologin und vergleichende Religionswissenschaftlerin geht dabei von einem sehr weit gefassten Begriff von “Medizin” aus, der nicht nur die genannten medizinischen Methoden einbezieht, sondern auch religiöse Praktiken bis hin zu Tätigkeiten wie “das Verbrennen von Papierhäusern und -möbeln, um sie durch ihren Rauch in die *yin* Welt der Toten zu befördern” (4).

Barnes stellt ihr Thema aus der Sicht von drei Hauptperspektiven dar, die sie “racializing”, “religionizing” und “medicalizing” der Chinesen nennt (2). Unter dem Gesichtspunkt “racializing” zeigt sie auf, wie im Mittelalter die christliche Geographie Mongolen und Chinesen (die in dieser Zeit kaum voneinander unterschieden wurden) mit Himmel und Hölle, Gott und Dämonen assoziiert hat (12). Im 16. und 17. Jh. betrachteten westliche Beobachter die Chinesen als Menschen “von unserer Qualität” und mit “einer fast so weißen Gesichtsfarbe wie Europäer” (79). Von der Mitte des 18. Jhs. bis zur Mitte des 19. Jhs. jedoch wurden weiße Europäer als überlegene Rasse angesehen und Chinesen entsprechend mit einer gewissen Verachtung als eine andersartige, minderwertigere Rasse beschrieben.

Was “religionizing” betrifft, war die Sicht der westlichen Welt auf die Chinesen ausschließlich von christlichen Kriterien geprägt und ignorierte die Kosmologie, die der chinesischen Philosophie, Religion und Medizin zugrunde lag. So wurden zum Beispiel die Lehren des Daoismus von dem Jesuiten Matteo Ricci (1552–1610) rundweg als “Urvater der Falschheiten und Vater der Lügen” (65) abgetan. Diese Haltung führte zu vielen Missverständnissen, wie etwa der grundsätzlichen Ablehnung von chinesischen alchemistischen oder exorzistischen Praktiken als reinem Aberglauben.

Bei der letzten Perspektive des “medicalizing of the

Chinesen“ geht es Barnes um die Interaktion zwischen westlichen und chinesischen Heiltraditionen, wobei ihr besonderes Augenmerk der Frage gilt, wie westliche Beobachter die chinesischen Traditionen sahen und darüber berichteten. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass mittels arabischer Schriften und Kaufleute viele chinesische Vorstellungen schon relativ früh und bereits vor den Berichten westlicher China-Reisender nach Europa gelangten (zum Beispiel Kenntnisse über die Anwendung von chinesischem Rhabarber als Heilmittel, S. 23). Auch daran lässt sich ablesen, wie westliche Konzeptualisierungen der Heilweisen Chinas die Haltungen Europas und Amerikas zur chinesischen Kultur wesentlich geprägt haben.

Um diese drei Perspektiven miteinander zu verknüpfen, hat Barnes das Buch in fünf Zeitperioden und entsprechende Kapitel unterteilt. Kapitel 1 beginnt mit der Entscheidung christlicher Gesandter, die mögliche politische Folgen einer mongolischen Expansion im 13. Jh. erkunden sollten. Kapitel 2 beginnt im Jahr 1492 mit europäischen Expeditionen nach Asien und Amerika und reicht bis ins Jahr 1659. In dieser Zeit brachten ausländische Beobachter relativ detaillierte Berichte über China nach Europa, die auch Kommentare über chinesische Heilweisen enthielten. Zwei Unterschiede lassen sich im Zeitraum zwischen 1660–1736 ausmachen, mit dem sich das 3. Kapitel befasst. Zum einen verfassten nun westliche Autoren erste Studien über chinesische Pulsdiagnose, Akupunktur und Moxibustion. Zum anderen schrieben immer mehr europäische Autoren über chinesische Praktiken, ohne selbst in China gewesen zu sein, und stützten sich dabei auf Reiseberichte aus erster Hand. Das 4. Kapitel bezieht sich auf den Zeitraum zwischen 1737–1804, in dem eine verstärkte europäische Chinoiserie und eine Faszination für alles Chinesische eine Intensivierung der Diskussionen über chinesische Praktiken mit sich brachte. In diese Zeit fallen auch die ersten Berichte von amerikanischen Beobachtern. Schließlich untersucht Barnes in Kapitel 5 Darstellungen chinesischer Heilweisen, die zwischen 1805 bis 1848 in Europa und den USA erstellt wurden.

Die Autorin hat 25 Jahre für dieses Werk recherchiert und eine beeindruckende Fülle von Material verwendet, was sich in der umfangreichen, über 60 Seiten umfassenden Bibliographie widerspiegelt. Schlaglichtartig fügt sie verschiedenste interessante Facetten ihrer Untersuchungen zusammen, die sich sehr spannend lesen, jedoch gelegentlich Systematik und einen roten Faden vermissen lassen. Dies betrifft vor allem ihre Ausführungen zur chinesischen Medizingeschichte, wie z. B. „The Method of the Nine Needles“ (25 ff.) oder „The Question of Immortality“ (65 ff.).

Insgesamt ist dieses vielschichtige und faszinierende Buch über die Rezeption chinesischer Heilweisen im Westen nicht nur für Kulturanthropologen, Historiker und Medizinphilosophen eine wahre Fundgrube, sondern auch für Anwender von komplementärer Medizin, die durch Barnes Ausführungen viel über den historischen Kontext ihrer Arbeit erfahren.

Ute Engelhardt

**Berger, Peter:** Füttern, Speisen und Verschlingen. Ritual und Gesellschaft im Hochland von Orissa, Indien. Berlin: Lit Verlag, 2007. 548 pp. ISBN 978-3-8258-9789-5. (Indus – Ethnologische Südasiens-Studien, 11) Preis: € 39.90

Die 2004 vorgelegte und verteidigte Dissertationsschrift (Gutachter waren Prof. G. Pfeffer, Berlin, und Prof. F. Heidemann, München) basiert auf insgesamt 22 Monaten ethnographischer Feldforschung im Koraput-Distrikt des indischen Bundesstaates Orissa. Der recht umfangreiche Buchdruck, insgesamt 548 Seiten mit Verzeichnissen und Index, stellt unter dem neugierig machenden Titel „Füttern, Speisen und Verschlingen“ Rituale und Verhaltensweisen in den Mittelpunkt, die Gesellschaft einerseits nach innen definieren, andererseits nach außen abgrenzen bzw. positionieren. Eine lange Einleitung (50 pp.) führt sowohl in das Gebiet der Feldforschung als auch in die methodischen Ansätze und theoretischen Grundlagen zur Thematik ein.

Das gesetzte Ziel war es, „eine Gesellschaft durch das Geflecht ihrer Rituale zu verstehen“ (13). Essen/Speisen wird als kulturelles Phänomen betrachtet, als eine schaffende und erhaltende Kommunikationsform zwischen Lebenden, aber auch Lebenden und Toten/Ahnen. Die Speisegemeinschaft wird als soziale Verantwortungsgemeinschaft dargestellt (37). Zum Motiv des „Verschlinsens“ erhält der Interessierte erst S. 60, am Ende der „theoretischen Anmerkungen“, eine Erläuterung. Hier wird nicht das zum Leben in spezifischer Gemeinschaft dienende Verschlingungsritual in Initiationsfesten angesprochen, sondern das Gegenteil von heilsamem Essen, nämlich das zerstörende, gewaltsame „Fressen“, die Vernichtung unheilvoller „Brocken“. In Anlehnung an M. Harris und C. Lévi-Strauss bezeichnet Berger unter „Verschlingen“ sog. „prekäre Beziehungsrituale“. Hierbei geht es nicht um zeitweiliges verschlucken, in-sich-aufnehmen, verschlingen im Sinne von gewaltsam einhüllen – ein in der Ethnologie verbreitetes Phänomen und Motiv, sondern eher um zerbeißen, unschädlich machen und ausspeien, was in totemistischen Ritualen deutlich wird (103 f. und später). Insofern scheint mir die terminologische Übersetzung des einheimischen Begriffes unpassend konnotiert. Im angehängten Glossar taucht kein adäquater Terminus für „Verschlingen“ auf.

Die Arbeit ist insgesamt in fünf Kapitel gegliedert, von denen jedes eine eigene inhaltliche Zuordnung hat und mit einer „Zusammenfassung“ abschließt. Die Kapitel sind drei methodischen Teilen zugeordnet: Der Einleitung (Kap. I mit Aufbau und Thesen als Abschluss) folgen der erste Teil: Soziale Ordnung des Hochlandes von Orissa, eine „Ethnographie der Rituale“ (Kap. II), der zweite Teil: Rituale und Feste des Lebenszyklus sowie des Jahreskreises (Kap. III, IV) und Schamanismus und Heilrituale bzw. Abwehrzauber, „soziale Bedeutung von Krankheit“ (Kap. V). In den „Zusammenfassungen“ bei jedem Kapitel verbirgt sich insofern weit mehr als der Begriff vorgibt, als dort nämlich methodische Analysen der vorher ausgebreiteten Materialien und entsprechende Schlussfolgerungen geboten werden.